

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

POLITIK, MEINUNG ZEITGEIST

Mammon und Macht

MEINUNG ZEITGEIST

Josef Joffe: Im US-Wahlkampf sind die Reichsten nicht die Erfolgreichsten

Josef Joffe

Stanford, Kalifornien

Regiert Geld wirklich die Welt? Nicht den »Golden State« alias Kalifornien. Im Kampf um das Gouverneursamt stehen ein öffentlicher Dienstleister und eine Multimillionärin: Jerry Brown, der Attorney General (etwa: oberster Staatsanwalt), und Meg Whitman, die Ex-Chefin von eBay. Die Republikanerin hat bislang 163 Millionen Dollar in die Schlacht geworfen, den größten Teil aus der eigenen Tasche. Das sind knapp 130 Millionen mehr, als Brown aufgebracht hat. Und doch liegt der Demokrat in den Umfragen 13 Punkte vor ihr, was zum Sieg reichen wird. (Diese Angabe wie immer ohne Gewähr.)

Warum? Weil Meg Whitman eine Amateurin ist - und Brown ein Profi, der schon mal als Gouverneur gedient hat (1975 bis 1985) und dann als Bürgermeister von Oakland. Weil sie hölzern und holperig wirkt. Weil die Bewunderung für Wirtschaftsbosse nach dem Crash schneller gesunken ist als das Wachstum. Weil Kalifornien mit dem Amateur Arnold Schwarzenegger, dem heutigen Regierungschef, den Fast-Bankrott erlebt hat.

Reich sein reicht nicht - es sei denn, man ist Michael Bloomberg, der langjährige Bürgermeister von New York. Der Mann ist zwar Multimilliardär, aber einer mit Witz, Charisma und Kompetenz. Deshalb haben die New Yorker ihm auch die Gesetzesmanipulation verziehen, die ihm eine dritte Amtszeit erlaubte.

Die Sache geht aber über Kalifornien und New York hinaus. Das Kapital ist nicht König im Reich des Kapitalismus. Wenn's nach dem Geld ginge, müssten Obamas Demokraten bei den Kongresswahlen am Dienstag ihre Mehrheit noch ausbauen. Laut dem Center for Responsive Politics haben sie in den entscheidenden Bezirken (wo die Wahl auf der Kippe steht) 66 Prozent mehr ausgegeben als die Republikaner. Ein anderes Institut meldet: In allen Wahlkämpfen - um den Senat wie um das Unterhaus - haben die Demokraten anderthalb mal so viel in Werbung investiert wie die Republikaner.

Und doch sagen die Umfragen voraus: Die Republikaner werden das Unterhaus zurückerobern und womöglich auch Obamas Mehrheit

im Senat brechen. Geld macht also nicht glücklich, und nach Dutzenden von Studien streitet sich die US-Politikwissenschaft noch immer übers Geld. Es helfe dem Herausforderer, aber nicht dem Platzhalter. Oder keinem. Oder beiden ein bisschen. Für eine uralte Erkenntnis aber braucht es keine Computer: Das Glück winkt denen, die um ein unglückliches Wahlvolk buhlen - also der Opposition, welcher Couleur auch immer.

Deshalb melden die Umfragen: Die independents (auf Deutsch: Wechselwähler) wenden sich ab von Obama und seiner Partei. Die Gründe sind bekannt: steigende Defizite, Kreditklemme, hohe Arbeitslosigkeit. Als Obama kam, schätzten ihn 56 Prozent; jetzt sind es nur noch 38. Hier, in der Mitte, werden aber wie überall die Wahlen gewonnen, und hier stufen sich seit Anfang 2009 immer mehr Wechselwähler als konservativ ein. Mithin können die höheren Einsätze der Demokraten nicht das eigentlich Politische ausstechen. Das wusste schon Machiavelli. Die Macht führe schneller zum Gold als der Mammon zur Macht.